

Leseprobe aus:

Monika Mann

Das fahrende Haus



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

TEIL I

«Schule der Weltbürger»

Texte zur Emigration

Die Flucht

Nun hat der Krater seinen gährenden Schlund aufgerissen,
der Krater meines gequälten Herzens
und meines zermarterten Hirns.
Schwarzschelende, stickige Wolken
und unheimlich in der Nacht meines Daseins aufleuchtende
Feuergarben brechen hervor.

Und der Haß, mein unversöhnlicher Haß,
der hockt rittlings auf dem Krater
und bläst mit vollen Backen
hinein in die grausige Hölle.

Und ich brenne,
und alles um mich brennt.
Die ganze Welt scheint aufzulodern, –
und ich schreie voller Verzweiflung und ungedämmter Wut
und schlage meine Finger krallend
in das wetterleuchtende Gewölbe des Himmels,
bis ich weinend vor unsäglichem Weh zusammensinke,
zu einem Häuflein Erde;
und das Himmelsgewölbe zerre ich mit mir herunter,
daß es wie ich zusammenbricht,
zu einem Häuflein Erde. – –

Schule der Weltbürger

(Ein Dokument)

Wenn man auf eine kurze Frage eine lange Antwort gibt, so ist das verdächtig oder zumindest sonderbar. Frägt man dich, wie du heißt, so ist die Antwort ein Name, sonst nichts. Man fragt mich, welcher Nationalität ich bin, und ich antworte – ich bin amerikanischer, ursprünglich deutscher, zwischenhinein auch tschechischer und ungarischer und demnächst wohl wieder deutscher Nationalität. – Es ist eine viel zu lange Antwort, als daß sie einen nicht verwundert, ja argwöhnisch lassen sollte. Und wirklich, man schaut mich mit großen Augen an, als wolle man sagen – Teufel, dahinter muß eine Geschichte stehen! – Mit Gott, hier ist sie denn! Das heißt, eine Geschichte ist es eigentlich nicht, sondern eine persönliche Erfahrung, entsprungen dem Geist der Zeit – pointenlos in ihrer Wirrheit und Verworrenheit, Traurigkeit und dennoch gut, ja strahlend.

Einst ließ man ein Wort ins Gebet einfließen für das Vaterland, daß es erhalten bleiben möge im Kriege zwischen den Völkern: Heute läßt man ein Wort ins Gebet einfließen für die Welt, daß sie erhalten bleiben möge im Kriege gegen sich selbst. Unsere Gedanken, Träume und Gebete, mögen sie intim sein, sind heute mondial gefärbt. Einst war der Gipfel von Scherz, seinen Hund, angetan mit einem karierten Mäntelchen und Federhut, in einen Fesselballon zu setzen, mochten Gebell und Gewinsel den blauen Äther entzücken! Heute setzt man seinen Hund, mit allerlei sphärischen Schinken ausstaffiert, in einen Sputnik und gibt ihn der Frau Erde auf ihrer Rundreise als Begleiter mit. Möchte mein Hündchen mir dann erzählen, wie der Mond von hinten aussieht, ich sehe immer nur sein unheimlich Gesicht! So scherzt sich's also in unserer Zeit, und es vergeht einem fast das Lachen. Man schämt sich fast vor seinem Hund, dem kosmischen Haustier. Er reist ohne Grenzen, Valutawech-

sel, Paß- und Zollrevision, ohne Red Tape, indes man selbst – nun, schweigen wir! Und wäre das Wort «Weltbürger» nicht ein hochfahrendes Synonym für das Wort «Zigeuner», würde man rufen – ich habe bei alledem ein wenig zu weltbürgern gelernt, nicht nur du, Hündchen!

Aber warum schweigen? – Schon in der Schulzeit verstimmte, demütigte mich die Kanzlei, das Sekretariat, das Rektorenzimmer: Es handelte sich dort stets um eine Art des Rechenschaftstehens, um eine Art des Augias. War mein Gewissen unrein, wurde ich rot bis in die Ohren. Später bei dem Augias des Grünen Tisches wurde ich wohl grün.

Der Staat schwelgt in seiner Bürokratie, weil sie ihn aufrecht erhält. Und der Bürokrat, Träger des Staates, verrichtet sein Amt mit Behagen und mit Stolz. Mich fragte einmal ein Kind – braucht der Papst eigentlich einen Paß, wenn er reist? Ich erwiderte, daß er den Vatikan nicht zu verlassen pflege, daß er wohl gegebenenfalls ein himmlisches Abzeichen mit sich trage, vor dem die irdischen Autoritäten sich beugen. Ich glaube jedoch – sagte ich zu dem Kind –, daß bei aller Gebeugtheit jene Autoritäten sich erhaben fühlen: Ich lasse dich ziehen, heiliger Mann, weil ich die Macht habe, dich ziehen zu lassen – mögen sie denken, und der große Pápa mag's ihnen nachfühlen. Ein rosiger Hauch der Scham mag sein Antlitz überziehen, während Seine Herrlichkeit einen kleinen Grenzbeamten passiert. Damit sagte ich, daß den höchsten Sterblichen vor den Behörden das Kribbeln überkommt. Was nun mich betrifft – ein Irgendwer –, so habe ich jenen Dornenweg voll ausgekostet.

Ich war fünfzehn Jahre alt, als ich zum erstenmal einen Paß mit mir trug. Ich passierte die Grenze Deutschland-Österreich-Schweiz, um dort ein Pensionat zu besuchen. Mit neunzehn Jahren trug ich zum zweitenmal einen Paß mit mir, als ich die Grenze Deutschland-Schweiz und Schweiz-Frankreich pas-

sierte, um Paris zu sehen. Sonst war von einem Paß und desgleichen in meinem Leben keine Rede gewesen. Beim Ausbruch des Reiches fing es an, und es riß nicht ab.

Daß ich automatisch mit meinem Vater ausgebürgert wurde – er hatte sich offensichtlich gegen die deutschnazistische Regierung und ihr Unwesen ausgesprochen, ich nicht –, ist läppisch, um so läppischer, da derjenige, welcher das Urteil so famillant über uns verhing, keinen Familiensinn hatte. Doch jene Ausbürgerung war mir bei aller Läppischkeit und bei aller Schrecklichkeit eine Ehre: Und bei aller Ehre war ich staatenlos. Es war einem das Kleid vom Leibe gerissen worden, das man ohnedies nicht mehr tragen wollte, aber jetzt stand man schutzlos im Winde. Ich befand mich gerade in Italien und wollte, da es um Weihnachten war, meine Eltern in der Schweiz besuchen. Dies ermöglichten mir fremde provisorische Schutzherren wie der später vom Duce ermordete Conte Ciano und der Bundespräsident Motta in Form eines italienischen Ausreise- und schweizerischen Einreisepasses. Nun aber kam wie der Weihnachtsmann ein gebildeter und beherzter Demokrat mit Namen Benesch und schenkte uns ein neues Kleid – genau gesagt, eine ganze Garderobe, denn es waren acht neue Kleider. Ich vergesse nicht, wie der tschechische Generalkonsul dem «Freilein» die Hand küßte und ihm Glück wünschte zur tschechischen Karriere. Meine Brüder gingen wirklich nach der neuen Heimat und hatten sie gern. Golo erlernte sogar ihre (konsonantenreiche, für uns verzwickte) Sprache so weit, daß er beachtliche Artikel ihren Zeitungen lieferte. Klaus eroberte sich einen guten Platz in der «Literatur» Prags. Mein Vater hielt Vorträge in Prag . . . Wir waren Tschechen, so traumhaft es uns anmutete. Ich selbst wußte in meiner dankbaren Befangenheit nichts anderes zu tun, als Smetana zu spielen. – Als ich – «Deutsche» bei meiner Heirat in England – einem italienischen Aufenthalt zu verdanken – meinen tschechischen Paß verlor («und sollen sein ein Fleisch» aus

fünf Nationalitäten!), war es mir leid darum. Denn er hatte mir jene Zeit hindurch treuen, wenn auch ein bißchen traumhaften Schutz verliehen. Er kam freilich von Benesch, vom Geiste eines Masaryk und nicht eines Zapotocky.

Die Wogen des Atlantischen Ozeans wüteten herbstlich. Mein neuer Schutzherr mit Namen Horthy – ein ausgezeichnete Admiral – paßte ins Bild. Jedoch verhinderte er samt allen Admiralen nicht das Scheitern eines Schiffes, das hundert Britenkinder und uns Jungvermählte nach Kanada evakuieren sollte. Ein deutscher Torpedo schickte beinahe alle Kinder, beinahe die ganze Besatzung, schickte meinen Mann in den Tod. Eigentlich war es dies größte und schrecklichste Erlebnis, das mich die Verachtung vor jeglicher Scheidung, vor schäbigen und absurden Barrieren zwischen den Nationen lehrte. Angesichts des Gewaltig-Entsetzlichen, angesichts des Unmenschlichen, das da unter Menschen geschah – ich selbst war auf dem besten Weg zum Meeresgrund –, entschied ich, daß dies alles aus lächerlichen und wahnsinnigen Ursachen geboren sei. Wie durch ein Wunder wieder zum Leben aufgetaucht, fand ich es bei allem Verlust neu und schön. Aber Ohnmacht, Ekel, ein Drang zum Lachen befielen mich, als ich bei dem ungarischen Konsulat in London um einen neuen Paß eingab. Englisches Ausreisevisum, amerikanisches Einreisevisum, Rechenschaft stehen und Augias, formulare Aussage und Stempelplage im Zeichen der Sirenen – der Ekel tilgte ein wenig die Trauer, dafür war es mir gut: Sonst mochten doch die Walfische, mochte doch Moby Dick persönlich diesen ganzen widrigen Kram verschlingen!

Daß meine Brüder und Vettern und Freunde für Amerika kämpften, daß sie dafür – nämlich für Demokratie und Menschenwürde – durchs Feuer gingen und daß mein Vater ein Streiter der Demokratie und Menschenwürde war – für die ich mit meinem Herzen gleichwohl eintrat – und daß er ein guter Freund Roosevelts war, half mir nichts: da es hier nicht um der-

gleichen, sondern um Quoten ging. Ich war ein Besucher Amerikas, immer wieder um das Visita-Visum eingebend. Die Akten häuften sich. Als ich nach sechsjährigem amerikanischen Aufenthalt bei Kriegsende meine Emigration anstrebte und die Kanzleien des Kolumbus mir zur Gewohnheit gemacht hatte, häuften sich jene Akten noch mehr. Es kam der Tag, daß ich (dem vorgeschriebenen Bumerangprozeß zufolge) die USA verließ, um von draußen, nämlich von Montreal, Kanada, in aller Form in die USA einzuwandern, was während des Krieges nicht möglich gewesen war.

Abgesehen davon, daß ich das alte, gartenreiche französische Städtchen reizend fand, schauderte ich vor dem Stoß meine Person betreffender Amtspapiere, der mich auf dem American Consulate General Montreals anglotzte: Man konnte meinen, es handle sich um einen sechsfach Vorbestraften. Heil back home hieß nicht, daß ich zu Hause war. Bis dahin sollte jener Stoß und das Spiel der Bürokratie an Dimensionen noch gewinnen! Nach endlichem Empfang der sogenannten First Papers dauerte es ganz auffallend lang, bis ich endlich das Staatsbürgerrecht, bis ich endlich eingeschworen wurde. Wer oder was war schuld? War dem Weißen Haus zu Ohren gekommen, daß ich gerne Tolstoi las und die Musik von Mussorgskij liebte? Waren es «linkselende», «peacemongerische», das heißt pazifistische Verwandte, war mein Plan, eine Reise nach Mexiko zu tun, war es die allgemeine Vorsicht der Regierung, die meine Fragen und Forschungen, unterstützt von einem in solchen Dingen gewiegten Rechtsanwalt, nichts fruchten ließ? (Es stand ja alles und manches andere mehr in jenem Aktenstoß.) Ich saß da also immer noch mit meinem (nunmehr ganz «anrühigen») Ungarpaß.

Das ungarische Konsulat in New York war ausgezogen, umgezogen, stand überhaupt nicht im Telephonbuch. Man mußte

wissen, daß es durch die Hintertüre einer britischen Institution im finstersten Downtown zu betreten war. War ich auch wohl ein wenig abgebrüht, so wurden doch Ohnmacht und Lachkitzel von damals jetzt zur regelrechten Furcht. Ich fühlte mich fehl am Platz, und ich fürchtete mich. Obgleich mein Mann Ungar gewesen war, habe ich nie ein besonderes Verhältnis zu seiner Heimat gehabt. Ihre Pferdesteppen, ihr buntes, kultiviertes Budapest, ihre Rhapsodien – ich kannte es aus der Ferne. Doch das, was mir immer an jenem Volk gefiel, war seine Weltaufgeschlossenheit, sein vielinteressiertes, kosmopolitisches Wesen. Mein Mann war in den verschiedensten Sprachen und Kulturen zu Hause, und er war keine Ausnahme. Diese Herren hier – sie waren klein und geheimnisvoll – sprachen überhaupt nur ungarisch. Sie flüsterten hinter staubigen Barrieren mit Seitenblicken nach meiner Person, sie verschwanden und kamen wieder – kopfschüttelnd, mit finsterlistigem Grinsen, so schien mir, Namen aussprechend wie Rákosi und Búdapesti. Sie bedeuteten mir mit unheimlichem Händereiben in ihrer Sprache der Maikäfer, wiederzukommen, ein andermal vielleicht . . . Der Augenblick gab mir das Unfaßliche ein, daß dies in Menschen verwandelte Maikäfer waren, die über mein Schicksal entschieden. Ich ging und kam wieder, betrat das verborgene insektenhafte Konsulat. Diesmal konnte jemand englisch, und mir wurde hinter der staubigen Barriere ein Stuhl offeriert, und mein Paß wurde auf einen Monat verlängert. Amerikanisches Exit-Visum, amerikanisches Reenter-Visum, Schweizer Einreisevisum, italienisches Durchreisevisum und scheele Blicke. Hafen- und Grenzoffiziere witterten eine kommunistische Spionin in mir. Auf dem ungarischen Generalkonsulat der Bundeshauptstadt Bern gewärtigte ich ein brummelndes Geschwader, das meinen Weg verdunkeln und bedrohen würde. Statt dessen empfing mich eine manierliche, sportliche, junge Dame – eine Freundin der Literatur – und überreichte mir einen nagelneuen feschen So-

wjetpaß. Der Erfolg davon war, daß die Franzosen sich vor mir fürchteten und mir das Durchreisevisum verweigerten, das ich brauchte, um mit der Queen Mary «nach Hause zu fahren». (Wo ich doch keinerlei Absicht hatte, auf die Franzosen noch auf irgendwen ein Attentat zu verüben!) Ich habe vergessen, mit welchen Protektionen und Umwegen ich nach einem Jahr in der Schweiz aufs Schiff gelangte. Und das alles nannte sich Frieden.

Und da war die Sache mit Mexiko, die mich endlich beinahe alles verwünschen ließ. Mein unschuldiger und ökonomischer Plan war – die unsinnige Hitze New Yorks fliehend –, den Sommer in den Bergen Mexikos zu verbringen. Ein dort lebender Schriftsteller schrieb mir von den Schönheiten jener Landschaft, von Gewittern und Sonnenpracht, die so dramatische und einmalige Kontraste in sie hineinspielen, und er schrieb mir von der Billigkeit – es ließe sich dort für einen Dollar pro Tag besser leben als irgendwo. Meine magyrischen Maikäfer standen dem Plan nicht entgegen. Ich blätterte in Katalogen mit spanischen Monumenten und Ruinen inmitten einer schroffen und heiligen Landschaft, wo gedrungene braune Männer mit Messern in den Gürteln herrliche Vasen und Teppiche verkauften und auf Stieren ritten. Ich ließ mich gegen Typhus impfen, sorgte für Flugplatz und mexikanische Herberge: Amerika verweigerte mir das Exit-Visum. – Ich beschloß, meinen Ungarpaß einzustampfen, ihm den Garaus zu machen, so oder so. Das war leichter beschlossen als getan. Zum Vernichten gehört viel, zu viel, als daß es mir gelingen wollte. – Wieder in einem fernen Winkel New Yorks. Diesmal in einem hochmodernen Wolkenkratzerbüro einer christlichen Institution, die Nansen-Pässe vergibt. Es muß abgeschworen werden, meine Liebe, Sie sind nicht staatenlos! Der Nansen-Paß dem Staatenlosen. – Ich fuhr zum Abschwören. Aber da mußte Búdápéstí einschreiten und mitwirken, und das würde Mónáté dauern, wenn es überhaupt zu

bewerkstelligen war. O mache mich, o mache diese Erde staatenlos, du großer und seltsamer Gott! – Und all dies mit dem Vorzeichen «Frieden» – was war da noch zu hoffen? – Ich fuhr nach New Hampshire und aß baked potatoes den lieben Sommer lang. Dort war auch eine Psychoanalytikerin, deren kühne Verleugnung des Lebens mich den Fall Mexiko vergessen ließ: Sie löste ja das Leben, das Unbegreifliche ins Begreifliche auf oder ins sophistische Nichts.

Es war soweit – wiederum im Sommer –, daß ich vor den hohen Richter trat. In einem turnsaalartigen Archiv, wo Männer in Hemdärmeln und Goldbrillen zwischen Akten schwitzten, saßen wir, die Angeklagten – nein, die Antragsteller, Verfechter eines Titels, eines Rechts, auf langen Bänken oder Stühlchen und warteten. Emigranten aus aller Herren Länder – Japaner, Portoriker, Deutsche, Philippiner, Juden, Holländer, Franzosen, Neger – teils trüben und hungrigen Angesichts – erwarteten das Urteil, würden oder würden sie nicht jenen Titel, jenes Recht erlangen. Wir saßen 2, 3, 4 und 5 Stunden. Die Hitze war groß. Der Straßenverkehr verhing sich klirrend in den Fenstern. Ab und zu verschwand einer von uns hinter einer Türe, wohin ein Mann in Hemdärmeln und Goldbrille aktenbeladen ihn beorderte. Ich erfuhr, daß dort eine Art Untergericht stattfand, eine Art Untergott waltete: Von ihm wurde man in das eigentliche Gemach und vor den eigentlichen Gott gestellt. Ich hatte das Haus am frühen Morgen betreten. Die Sonne kochte mittaglich, als ich von meinen beiden Zeugen schützend eingerahmt – als wir drei wie die Zinnsoldaten vor den Richter traten. Jetzt sah ich den Rhododendronwald Pennsylvaniens, der mit seinen rosa, weißen und blauen Blüten und seiner satten Ruh' von der feuchten Hitze widerstrahlte – in dem ich die Constitution gelernt hatte, die Präsidenten, die 48 Staaten, und ich fühlte mich plötzlich wohl, glücklich. Ob ich Amerikas Ehre mit Waffen

verteidigen wolle, hörte ich fragen. Nein, antwortete ich glücklich. Als der Richter mit freundlichem, ja gewinnendem Lächeln seine Frage wiederholt hatte, gab ich ihm das Ja, obwohl ich keine Waffe in den Händen gehabt hatte, obwohl ich mit Waffen nicht umzugehen wußte. Während wir schon bei der nächsten Frage waren, dachte ich blitzschnell – wenn einer übel von meinem Bruder redet, mag ich ihm einen Nasenstüber versetzen; wenn einer übel von China, Norwegen, Rumänien oder Amerika redet, so ist mir's einerlei. Denn das sind Begriffe, während mein Bruder ein Individuum, eine Tatsache ist. Ich mag nur für das Individuum den Nasenstüber austeilen! – Ich zählte langsam, stockend, ich glaub' ein wenig singend die Staaten auf, nebenher dachte ich wieder blitzschnell – und doch, jene Begriffe mögen Tatsache sein. Der Begriff eines Landes, einer Nation, eines Kontinents, der Begriff «Amerika» wird individuell, verteidigungswert in diesem Menschen, der da als Richter vor mir sitzt. – Kentucky, Tennessee, Georgia, Florida – summt ich, und ich stockte. – In diesem Menschen, der als Richter vor mir sitzt. – Alabama, Mississippi, Louisiana, Ohio, Indiana, Michigan, Wisconsin, Minnesota, Kansas, Nebraska, Colorado, New Mexico, seine Fahne hat 48 Sterne, aber Texas hat nur einen Stern (improvisierte ich), Idaho, Utah, Kalifornien, Oregon, Washington. – In diesem Menschen, der als Richter vor mir sitzt ... Mir schwindelte.

[...]

Und was man sich erworben hat, kann man sich bewahren! Ich bewahre es mir. Nicht äußerlich – ich bin dabei, das amerikanische Staatsbürgerrecht niederzulegen –, aber innerlich: Ich bewahre mir das Recht, Amerika zu lieben, ihm dankbar zu sein. Fast ohne Unterbrechung zwölf Jahre in einem Land gelebt zu haben – soll ich sagen, daß es die besten Jahre waren? –, reichen aus, ihm Treue und Verbundenheit zu bewahren fürs Leben. Ein Gesetz der Vereinigten Staaten von Amerika jedoch er-

laubt ihrem naturalisierten Bürger nicht mehr als fünf Jahre seiner ununterbrochenen Abwesenheit. Überschreitet er diese Frist, verliert er die Staatsbürgerschaft. Wer aber will den Kontinent so mir nichts, dir nichts wechseln, noch dazu um eines Gesetzes willen, das unserer Zeit entwachsen, nicht würdig scheint? Denn in Europa leben, heißt nicht, fern von Amerika leben, heißt nicht, das verlernen und vergessen, was man in der Neuen Welt gelernt und erfahren und sich errungen hat. Die Länder Europas, sind sie nicht so etwas wie amerikanische Provinzen (nicht zu ihrer Schande sei's gefragt!), und sind die Vereinigten Staaten Amerikas nicht so etwas wie europäische Ableger? Leben wir nicht in einer Welt, die immer mehr zusammenrückt, die unvermeidlich, bei allem Zaudern und Widerstand sich vereinheitlicht und vereinigt? Während ich meine amerikanische Staatsbürgerschaft niederlege, lese ich Emerson und Whitman, schreibe ich meine «Amerikanische Novelle», denk' ich an zwölf, wenn nicht immer leichte, so doch helle Jahre in New York und Los Angeles, New England, Vermont und Maine ... Ja, es ist vor allem Amerikas Licht, das so unvergeßlich ist. Der Himmel der Neuen Welt ist heller als der Himmel der Alten Welt. (Ein grüner Baum wirkt dort dunkler als hier, zuweilen fast schwarz gegen das lichte Blau.) Und das ganze Dasein ist hell – die hellen, einfachen Wohnungen, die hellen Markets, Schulen, Fabriken, Kaufhäuser, Garagen und Kirchen; das helle, ja strahlend schlichte Antlitz eines Rockefeller Centers, einer Fifth Avenue, eines Sunset Boulevards, einer Washington Bridge, eines Lincoln-Monuments, eines Weißen Hauses, eines Hügelstrichs von New England oder eines Felsplateaus von Maine; das helle, einfache Gemüt des Amerikaners – er beschwert, verdunkelt es nicht mit Konservatismus, weil er dem Tag, dem Heute sein Recht gibt, weil er für das Neue und Helle ist. Möge Wahn seinen Horizont verdunkeln; das Schlichte und Lichte weicht am Ende nicht!